

Sisyphos in vollem Federkleid

„Paradiesvogelschiss“ – Peter Rühmkorfs Gedichte

Von Jürgen Verdofsky

Peter Rühmkorf dichtet als „geborener Dichter“ unter allen Umständen. Schreiben ist Rettung, solange es anhält. Jeder Einfall, groß oder klein, eine Atempause vor den letzten Dingen. In Rühmkorfs Dichtergarten rankt ein poetischer Lebensbaum. Seine rauschenden Blätter vertreiben das tatenlose Denken unter den Lasten von Alter und Krankheit. Das sich ängstigende Sein und die verbleibende Zeit werden einer einschüchternden Gewissheit enthoben. Wie das gelingen kann, zeigt „Die Ballade von den geschenkten Blättern“, die den neuen Band von Peter Rühmkorf im 79. Lebensjahr eröffnet.

„Ein Paradiesesvogel bin ich dir,/der eine Feder auf dich streut, ein Lied“, dichtete einst August Graf von Platen. Rühmkorf verblüfft da mit ganz anderem Dichterschwung. Bei ihm fällt ein „Paradiesvogelschiss“, der den Samen kern birgt, aus denen die Dichterbäume in den Himmel wachsen. Das muss man nur erkennen. Als unerfahrenen Mann aus Oevelgönne/Altona ahnungslos Beil und Säge setzt, „Da fingen – Halt ein, unseliger Mann!/die blechernen Blätter zu rascheln an, /gib Acht, es folgt was Illüstres!“ Und siehe, auf der „gesammelten Blätterlast“ findet sich „Fitz für Fitz“ ein unerschöpflicher Vorrat an Dichterwitz und Einfallsblick, „und es knatert wie eh die Poengten ...“

Wohl kaum wurde in eine Poetologie betretender eingeführt. Es folgen achtzig Seiten Wort- und Schallwerkstatt, umrahmt von einigen Typoskripten: zügig getippt auf der Olympia Monica mit verrutschten Versalien, temperamentvoll korrigiert mit charakterstarker Handschrift. Kein Zweifel, ein Gedicht ist kein Handstreich, sondern Arbeit. Eben noch Hochseilartist, dann wieder Sisyphos.

Poetisches Portefeuille, gut gefüllt

Und welcher Wort- und Versspeicher, welches poetische Portefeuille tut sich da auf. Welcher Tumult, wenn Einfall und Sprache aufeinander treffen! „Kleine blitzende Momente“, vagabundierende Wörter oder Verse auf der langen Bank: „Liebesgelächter“ oder „Bauernrosen wie Waschfrauenhände,/zart geknüllt“. Vieles ist noch ohne Vorsatz, die Worte haben noch einiges vor sich, bis sie eine Absicht zu erkennen geben. Früher oder später werden sie zur Pointe geführt. „Aus-schreiten wieder mal mit dem Whitmanschritt/dem weitausholenden,/praktisch gar nicht zu bremsenden,/auch mit Augen, die überall hängenbleiben und sich erfreuen: /Blaugrünes Wellensittichweibchen,(/be-ringt) am Pfingstmontag zugeflogen.“

Im Fundus kann sich alles noch in der Schwebe zeigen: „Nun gut,/du willst den Dichter geben –/heißt praktisch, von deinen Tränen leben./Von deinen Seufzern dich kleiden und nähren:/Ich denke, die Zeit wird nicht ewig währen.“ Gut fünfzig Seiten später gibt sich die „Geschlossene Anstalt“ entschieden: „Also – gut, du willst den Dichter geben./Praktisch von den eigenen Seufzern leben,/dem Gefühl, dass du nicht hergehörst:/sitzenbleiber oder Eckensteher:/Mit-empfindende, ich bitte euch, rückt näher./ladies first –/Ungesegnet in die Zeit hinein zu handeln,/Wörter die sich noch im Mund verandeln,/bis sich alles widerspricht –“. So weit lässt es der Dichter nicht kommen: „Feierabend!/Das Gedicht ist dicht.“ – „Rückblickend mein eigenes Leben ...“ nennt Rühmkorf den Teil mit drei Dutzend „dichten“ Gedichten. Keine Monologe voll Untergang, nirgends ein Nachzittern des Gemüts beim Erinnern. „Gelernt bei den Verbannten und Verdammten,/verbrannten Büchern,/die uns nach dem Krieg entflammten,/in deren Geist und dass man nie vergisst.../ Mich dürstet nach der, der ich nicht fehle,/heißt einer Welt,/die bereits unsre Herkunft nicht vermisst.“ Der Dichter lebt in der Gegenwart, steht Freunden bei, wie Günter Grass mit einem „Geburtstagsmedaillon“.

Metaphernfummel? Nicht nötig

Die Krankheit wirft Schatten, kann jedoch die Themen nicht besetzen. Der Tod eher, das gehört zur Dichtung. Immer schon. Aber Peter Rühmkorf begegnet Freund Hein nach wie vor sarkastisch, mehr gefasst als panisch im Wechsel mit selbstgewisser Da-sein-lust. „Heute morgen mich plötzlich wieder mal/auf der Straße pfeifen gehört,/einfach so Johnny Griffin/Wading in the Water,/doch kein schlechtes Zeichen.// ... Wenn Sie bittmal meinem ausgetrockneten Zeigefinger/folgen wollen, objektiv, was sehen Sie?/Na, ich will es nicht schwieriger machen./als es ist:/DIE GRUBE –“

Den Schleier der Verklärung braucht Rühmkorf nicht, jeder „Metaphernfummel“ ist abgelegt. Erst wenn die letzten Dinge nicht nur „unsere lieben Lust“, sondern auch dem Vers Fallen stellen, hält der Dichter kurz inne. „Selbst das Gedicht, das sich zu skrupelvoll bedenkt,/führt auf die Stufe zu,/wo sich dem Vers der Fuß verrenkt.“

Die Aura dieser Gedichte bleibt unverwechselbar. Zwischen den Versen ein vor Lebenshunger rauschendes Schweigen. Urwüchsige Poesie, expressiv, nachhallend. Auch wenn Peter Rühmkorf das Buch einer Krankheit, die hinterrücks in Stellung gegangen ist, abgerungen hat, zeigt sich alles in vollkommener Beherrschung der Mittel, und Altersübermut bleibt des Dichters Fassung. Mehr noch, ein Paradiesvogel in vollem Federkleid bleibt eine Kunstbewegung für sich.

■ Peter Rühmkorf: *Paradiesvogelschiss. Gedichte. Rowohlt Verlag, Reinbek. 144 Seiten, 19,90 Euro.*



Edward Steichen, der umstrittene „Leonardo der Fotografie“

In der Fotografie gibt es ungezählte Amateure, viele Talente, ein paar Genies. Und es gibt Edward Steichen. In der mittlerweile rund 170-jährigen Geschichte der Lichtbildnerie ist er wahrscheinlich die bedeutendste Gestalt, mit Sicherheit eine der umstrittensten. Manche Kritiker huldigten ihm als „König“ oder „Leonardo“ der Fotografie, andere schimpften ihn einen „aufgeblasenen Parvenu“. Auch Steichen selbst mochte die Zuspitzung: seine eigenen Anfänge als piktoralistischer Künstler schmähte er später als „Edeltapeten“, und die Anhänger des l'Art pour l'Art ließ er abblitzen mit den Worten: „Die kommerzielle Kunst ist schon immer das Beste gewesen, was wir haben.“ Diesem Titan ist nun ein monumentaler, perfekt ausgestatteter Prachtband gewidmet (Hatje Cantz, 336 S., 75 Euro). Steichen wurde 1879 als Sohn luxemburgischer Bauern geboren, war von frühester Kindheit an in den USA

heimisch und begann im Alter von 16 Jahren zu fotografieren. Fast alles, was er im Laufe seines 94-jährigen Lebens anpackte, wurde zum unerreichten Maßstab. Steichens Werk als Künstler, Fotograf und Kurator besitzt auch heute noch Weltrang. Pablo Picasso bedankte sich bei ihm dafür, dass er die Moderne in den USA durchgesetzt habe. Quasi im Alleingang erfand und etablierte Steichen später die moderne Modefotografie. Oft experimentierte er mit neuen technischen und ästhetischen Verfahren. Steichens Porträtgalerie der Berühmtheiten, von Auguste Rodin über Walt Disney und Thomas Mann bis zu Winston Churchill, ist konkurrenzlos und umfasst mehr als tausend Personen der Zeitgeschichte. Die bestbesuchte Fotoausstellung aller Zeiten, „Family of Man“, ist Steichens Werk; sein Bild „The Pond – Moonrise“ von 1904 erzielte bei Sotheby's im Jahr 2006 knapp drei Millionen Dollar Ver-

kaufpreis – zu jenem Zeitpunkt die teuerste Fotografie der Welt. Vor allem aber sind die Debatten, die Steichen zu Lebzeiten anstieß, bis heute nicht abgeschlossen: ist Fotografie Kunst, darf sie sich dem Kommerz andienen oder gar der Propaganda, ist sie Dokument oder Kreation, spricht sie eine universelle Sprache oder ist sie der ideale Nährboden für blinde Ideologie? Quasi nebenbei entwarf Steichen Kinderbücher und ein Landhaus, und zeitweilig betrieb er Gartenbau und Blumenzucht auf meisterhaftem Niveau. Das neue Buch gibt einen umfassenden Einblick in dieses erstaunliche Lebenswerk, und es vermittelt eine Ahnung von der schier unerschöpflichen Energie seines Protagonisten. Nach siebzehn Jahren professioneller Kreativität sagte Edward Steichen, damals 84 Jahre jung: „Was ich noch gerne machen möchte, würde ausreichen, um sechs andere Menschen ein Leben lang zu beschäftigen.“ lan

Wer seine Sehnsucht am besten begründet, fliegt zum Mond

„Die Kosmonautin“, Jo Lendles erster Roman – Hellas Geschichte umfasst so viele Kapitel, wie sich an vier Fingern abzählen lässt

Von Katrin Schuster

„Natürlich bleibt eine Handvoll grundsätzlicher Gefahren“, sagt der Direktor des Weltraumbahnhofs in Jo Lendles „Kosmonautin“ zu Hella, die bald in Richtung Mond aufbrechen wird. Vier grundsätzliche Gefahren führt er an, zur Veranschaulichung zählt er sie an seinen Fingern ab; beginnend mit dem kleinsten reckt er schließlich vier Finger in die Höhe, „den Daumen hinter der Handfläche verborgen wie ein Zauberer“. „Wir wissen nicht, was kommt. Meine Hände sind leer“, beendet er seine Erläuterungen. „Wieder hob er seine Hand in die Luft ... Sie war tatsächlich leer. Allerdings waren es nun fünf Finger.“ Eine Handvoll macht also keine Hand voll, derweil die Leere vollzählig erscheint.

Dass Hella, die ihren 13-jährigen Sohn durch einen Unfall verloren hat, sich hier im osteuropäischen Nirgendwo seltsam aufgehoben fühlt, ist kaum verwunderlich.

Alle Bewohner dieser Raketenstation sind auf die eine oder andere Art Gestrandete, der Welt ähnlich fern und fremd wie Hella, teils auf der Flucht wie sie. „Man merkt dir an, dass du nicht hin willst, sondern weg“, sagt ihr Betreuer Adam über ihre Reise zum Mond, die sich ihr Sohn so sehr wünschte und die sie nun an seiner Statt antreten wird. Das Preisausschreiben, das der bestbegründeten Sehnsucht nach dem All eben jenen Flug zum nächtlichen Gestirn versprach, hat sie mit seinem Totenschein gewonnen.

Hella will tatsächlich nicht hin, sondern vor allem weg: Bereits während der Autofahrt gen Osten, „auf einer Reise, die nicht

die ihre war“, wünscht sie sich die Erde als Scheibe, nicht als Kugel, die sie nur „auf sich selbst zurückführen würde“. Ihre Umwelt – Raststationen, Dörfer, Bauern am Wegesrand – nimmt sie nur in gleichsam antiseptischen Ausschnitten wahr, wie beim Blick in ein Kaleidoskop entdecken sich ihr Bruchstücke und bunte Details, jedoch ohne dass sie in einen größeren Zusammenhang zu setzen wären. „Kleiner Finger“ heißt dieses erste von fünf Kapiteln. Die Überschriften der vier weiteren kann man sich denken. Sie erzählen von Hellas Leben bis zur Geburt ihres Sohnes Tobin und von dessen Tod, vom Leben auf dem Weltraumbahnhof, von der Liebesnacht mit Adam und – unter dem Titel „Daumen“ – von ihrem Flug durchs All.

Man merkt schon, dass Jo Lendle sich in seinem ersten Roman an große Themen ge-

wagt hat, und doch wiegt „Die Kosmonautin“ ganz und gar nicht schwer. Das Eigene dieses Buches ist gerade seine leise tastende und leichtfüßig pathetische Sprache. Hände und Sterne gebraucht der Autor als Symbole für den Menschen und sein Begehren nach Transzendenz, dem Alltäglichen gewinnt er bedeutsame Momente ab, die Skizzen eines Lebens bilden eine Geschichte, die weniger berühren will als vielmehr in intimen Variationen auszuloten sucht, was den Menschen mit der Welt verbindet und was ihn von ihr trennt, was sich auf der Erde verlieren und was gewinnen lässt. Und das betrifft beileibe nicht nur Hella, sondern jeden Leser dieses schmalen, schönen Buches.

■ Jo Lendle: *Die Kosmonautin. Deutsche Verlags-Anstalt, München. 189 S., 16,95 Euro.*

DER AKTUELLE KRIMI

Jenseits von Basel: Knarren, Strapse, Borsalinos

Von Thomas Klingensmaier

In Queensland herrschte in den Achtzigern ein Filz, der einen Teil Australiens zum Fürstentum der illegal Vernetzten gemacht hatte. Der Journalist George Verney war Teil des Systems und ist mit ihm gestürzt, aber er sieht die Hinterzimmermachenschaften von einst noch immer mit milderem Blick als seine Landsleute. Vor 1989 hat er das Falsche getan, aber, wie er meint, aus nicht allzu schlechten Motiven. Seitdem lässt er im Kaff Highwood das Leben Tag um Tag vorbeiplätschern. Andrew McGahan rüttelt Verney in „Last Drinks“ aber brutal auf. Ein Freund aus alten Tagen taucht nach all den Jahren auf – als übel zugerichtete Leiche, in jenem Hinterland, in dem ein Exmitverschwörer außer Kontakt zu Verney nichts zu suchen haben konnte. McGahan erzählt mit einigem Verständnis für die Entartung von Loyalität zu krimineller Verfilzung. Sein gebrochener Ich-Erzähler Verney, ein gebranntes Kind, das wieder nah heranzumuss an die Flamme, ist ein guter Lehrmeister. Seine Geschichte zeigt, wie Aufklärung auch Verschleierung sein kann, wie in der Empörung über ein Verbrechen andere Vergehen zum Verschwinden gebracht werden können.

■ Andrew McGahan: *Last Drinks. Kunstmann, München. 462 Seiten, 22 Euro.*

Wo sind die Millionen hin, die auf dem Höhepunkt der New-Economy-Euphorie gemacht wurden? Haben die sich komplett in Koks und Ferraris verwandelt? Nein. Der amerikanische Jungunternehmer Charles Arday hat 2001 mit Geld aus dem Internetboom den Verlag Hard Case Crime gegrün-

det, der alte und neue Pulp Fiction veröffentlicht. Endlich hat sich ein deutscher Verlag – Rotbuch – an die Lizenzierung dieser Titel gewagt, und das auch noch mit den Retro-Originalcovern: Knarren, Strapse und Borsalinos. Der Debüttitel, „Abschied ohne Küsse“ des Schotten Allan Guthrie, widerspricht gleich der Meinung, der hartgesottene Krimi sei jedenfalls realistisch. Guthrie erzählt vom Muskelmann eines Kreditheiss, dem eine private Katastrophe widerfährt. Der Plot ist dünn, kriminalistische Logik wird nicht weiter bemüht, was dem Buch aber nicht schadet. „Abschied ohne Küsse“ ist ein ruppig erzähltes Märchen vom Sich-wehren-Können, angesiedelt in den düstersten Winkeln der Stadt. Solche Krimis sind trotz ihrer Alles-zerfällt-Klagen nicht pessimistisch. Sie nähren als Abenteuer schwank für große Jungs die Hoffnung, man könne trotz aller Widrigkeiten auf den Beinen bleiben.

■ Allan Guthrie: *Abschied ohne Küsse. Rotbuch TB. 286 Seiten, 9,90 Euro.*

Joe Marlin gibt Trinkgelder in bar. Würde er die kleinen Gaben ans Personal auf die Zimmerrechnung setzen lassen, würden ihn viele Augenpaare beobachten, und das kann Marlin nicht gebrauchen. Er ist gewerbsmäßiger Hochstapler, der Luxushotels verlässt, ohne zu bezahlen. Wie er in „Abzocker“ den Kopf verliert, wie er sich so verliebt, dass er seine Grundsätze vergisst und Hemmungen fahren lässt, hat Lawrence Block 1961 erzählt, lange bevor er mit der Serie um den New Yorker Detektiv Matt Scudder zu einem der wichtigsten Autoren des Genres wurde. „Abzocker“ lebt vom Widerspruch von Pessimismus und Neugier. Block zeigt, wie Marlin in eine fiese Patsche

gerät, aber man spürt die Lust am Ausmalen dieser Existenzform, am Entwurf des Burschen, der sich aus Zwängen der ehrbaren Gesellschaft gelöst hat.

■ Lawrence Block: *Abzocker. Rotbuch TB. 271 Seiten, 9,90 Euro.*

Marek Miert ist keine renommierte Figur. Die nächste Anzuggröße, die er sich zulegen müsse, giftelt der verfressene „Diskont-Ermittler“ aus dem österreichischen Harland, sei Minivian. In Manfred Wieningers „Rostigen Flügel“ kann man Miert erneut zuschauen, wie er weniger nach Aufstiegschancen sucht als nach Distanz. Das Österreich um ihn her, das der Ich-Erzähler als fiese Bruchbude schildert, aus der sich brauner Mief auch nach Jahrzehnten nicht verzogen hat, ist ihm zuwider. Mierts derber Umgang mit anderen Menschen soll Stachel-drahtverhaue zur Welt aufziehen, was insofern aberwitzig ist, als Miert sich umtum muss im ungeliebten Harland, um verdienen zu können. Als eine Klientin erzählt, ihr Mann sei unzufrieden mit seinem Leben, entfaltet Miert seinen ganzen Takt: „Ist er so unzufrieden, dass er demnächst vielleicht einmal einen Baumarkt aufsuchen könnte, um sich dort mit einer Nagelmaschine durch das rechte Auge zu taggern?“ Das zeigt Mierts persönliches Ethos: solange man nicht taggerberei ist, macht man weiter.

■ Manfred Wieninger: *Rostige Flügel. Haymon Verlag, Innsbruck. 228 Seiten, 18,90 Euro.*

Wenn es einen souveräneren deutschsprachigen Krimierzähler als den Schweizer Hansjörg Schneider gibt, dann muss er un-

„Kaltenburg“ vorn

Die Bücher-Bestenliste im April

Marcel Beyers Roman „Kaltenburg“ führt im April die Bücher-Bestenliste der SWR-Jury an, gefolgt von Feridun Zaimoglus „Liebesbrand“ und Clemens Meyers Erzählungen „Die Nacht, die Lichte“. Außerdem auf der Liste: Martin Walsers „Liebender Mann“, Yasmina Rezas Sarkozy-Reportage „Frühmorgens, abends oder nachts“, Willa Cathers Roman „Meine Antonia“ und Bruno Schulz „Zimtläden“ (beides in Neuübersetzung), Wjatscheslaw Kuprijanows Erzählungen „Im Geheimzentrum“, Martin Mosebachs Reiseessay „Stadt der wilden Hunde“ sowie Silvia Bovenschens Erzählreigen „Verschunden“. Als persönliche Empfehlung nennt der Münchner Kritiker Eberhard Fahlcke „Die Hunde bellen“, die Reportagen, Porträts und Reiseskizzen von Truman Capote. StZ

■ www.swr.de/bestenliste

Buch des Monats

„Meine Antonia“, den erstmals 1918 erschienenen Roman der amerikanischen Autorin Willa Cather, hat die Darmstädter Jury zum Buch des Monats April gewählt (Knaus Verlag, 320 Seiten, 19,95 Euro). Das Buch, dessen Neuübersetzung von Stefanie Kremer stammt, handelt vom harten Leben der böhmischen Einwanderer in Nebraska. StZ

MEINE BUCHTIPPS

Ursula Rau

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute antwortet: Ursula Rau vom Kinderbuchladen in Stuttgart-West.

■ Erfolgstitel der Woche

Paul Maar/Susanne Opel-Götz: *Drei miese, fiese Kerle*
Tamara Bach: *Jetzt ist hier*

■ Neuerscheinung der Saison

Hyeon-Jeong An: *Fressen Tiger Gras?*

■ Mein Lieblingsbuch

Anje Damm: *Räuberkinder*

Räuberkinder sind sehr böse. Und furchtbar ungezogen. Aber wenn es drauf ankommt, halten sie zusammen. – Herrlich übertrieben!